



Walter Leo über das erste Schwulen- und Lesbentreffen in der DDR:

# SCHWULE IN DER DDR

Ostberlin, Borsigstraße. Der nüchterne Saal im Sprachenkonvikt der evangelischen Kirche in der DDR war voll besetzt. Gespannt hörten die Männer und Frauen - die meisten unter vierzig, aber auch ältere - der Diskussion und dem Austausch von Erfahrungen zu. So etwas hatten die Jüngeren zeitlebens noch nicht erlebt: hier, mitten in der DDR, unter so vielen unbekanntem Menschen, konnten sie ihre höchst privaten Sorgen ausbreiten und ungewöhnliche Bekenntnisse ablegen - ohne falsche Scham oder Furcht vor Indiskretion und Repression. - Jetzt stand meine Nachbarin zur Linken auf. Sie komme aus Leipzig, begann sie. Nachdem sie hier so viel Offenheit und Mut bei anderen erlebt habe, müsse sie ihre Feigheit bekennen. Sie schäme sich, zu Hause und bei ihrer Dienststelle der Frage ausgewichen zu sein, was sie denn in Berlin wolle. Doch nun kehre sie als eine andere zurück, mit Hoffnung und Mut zu sich selbst.

**N**ein, das war keine pietistisch-evangelikale Erweckungsbewegung, auch keine Neubelebung der zu Walter Ulbrichts Zeiten geübten öffentlichen Selbstkritik. Da wäre es ohne Peinlichkeit nicht abgegangen. Es war vielmehr das erste „Schwulen“-Treffen in der 33jährigen Geschichte der DDR. Homosexuelle beider Geschlechter waren auf Veranlassung der Ostberliner Evangelischen Akademie aus vielen Gegenden der DDR hierhergekommen, um zum ersten Mal offen - und fast öffentlich - miteinander zu reden und sich Rat zu holen. Denn ihre Situation in der DDR ist noch immer heikel. Das Gesetz zwar verbietet Homosexualität ebenso wenig wie in der Bundesrepublik, praktisch aber haben es Schwule in der Gesellschaft und mit Partei und Staat noch schwer-schwerer als in der Bundesrepublik.

Schon die diskrete Vorbereitung durch die evangelische Akademie war bezeichnend. Natürlich war das Treffen nicht illegal. Trotzdem standen Thema und Termin diesmal nicht in der Programm-Vorschau, sondern wurden vor allem mündlich verbreitet. Man hörte davon durch Zufall. Auch ich als Journalist war nicht extra eingeladen, die Tür stand für jedermann offen. Insoweit also hielt sich die Akademie an die Spielregeln der DDR: Homosexualität wird geduldet, aber Schwule kommen in der Öffentlichkeit nicht vor, - davon spricht man nicht.

## SCHWULE HABEN ES HIER SCHWERER

Daß es „Schwule“ hier schwerer haben, liegt nicht an einer größeren Voreingenommenheit in der DDR-Gesellschaft. Eher im Gegenteil: da Schwule als Individualisten gelten und daher bei den „Befugnisinhabern“ (nicht nur in der DDR) als unsichere Kantonisten, mag ihnen solche „Unzuverlässigkeit“ sogar auch mal zugute kommen. Über das Unverständnis der anderen wurde denn auch in Ostberlin viel weniger geredet als über fehlende Kontaktmöglichkeiten. Daß es in diesem Land viel zu wenige Lokale gibt und viel zu viele mit der Intimität von Wartehallen 2. Klasse, trifft wiederum alle Bürger, aber Homosexuelle besonders hart. In Ostberlin - und in anderen Städten - gibt es Lokale, wo sich Schwule treffen, aber heute weniger als früher. In der Friedrichstraße z. B., wurden Lokale geschlossen. Und alles spielt sich unter den neugierigen oder wachsamsten Augen der Öffentlichkeit und des Staates ab. Als vor anderthalb Jahren Lokale in der Leipziger Innenstadt ihre Preise drastisch erhöht hatten und junge Leute sich darüber beklagten, erwiderte ein Ober, man wolle - zur Zeit der Leipziger Film-Dokumentarwoche - die vielen Schwulen fernhalten, über die sich das Publikum beklagt habe.

Noch schlimmer für Schwule: Kon-

taktanzeigen mit dem Ziel sexueller Partnerschaft sind in der DDR seit je untersagt, erst recht für Homosexuelle. Doch früher konnte man sein Ziel manchmal über die Hintertreppe erreichen. Wer einen Brieffreund suchte mit „starkem Interesse für's Ballett“, konnte als Schwuler darauf hoffen, verstanden zu werden. Heute dagegen sind Kontaktanzeigen noch mehr erschwert worden und nur noch als „Heirats“-Anzeigen möglich. Dr. Schlegel, Leiter der Beratungsstelle für Familien- und Sexualfragen Berlin, Bezirk Mitte, teilte mit, daß es darüber zwischen Beratungsstellen und Massenmedien „intensive Auseinandersetzungen“ gebe, „aber es geht alles so langsam“.

Beklagen können sich Homosexuelle auch nicht über mangelnde medizinische Vernunft in der DDR; Dr. Schlegel ist da gewiß keine Ausnahme. Homosexualität sei weder Krankheit noch Perversion, sagte er. Alle Versuche, Homosexuelle zu „normalisieren“, durch Hormone oder



andere pharmazeutische und psychische Mittel, seien abzulehnen und bisher auch fehlgeschlagen. Warum dann überhaupt noch solche „Heilungs“-Versuche in der DDR angestellt würden, wollte einer wissen.

## SED HAT ANGST VOR GRUPPENBILDUNG

Die Schwierigkeiten der Schwulen in der DDR haben gesellschaftlich-politische Gründe. Sie liegen in der Angst der SED vor Gruppenbildung, aber auch davor, sich allzuweit von dem zu entfernen, was man für Geschmack und Lebensstil der „Massen“ hält. Das hat manchmal groteske Folgen. Wer sich z. B. in der Leipziger Deutschen Bücherei einschlägig informieren will, muß feststellen, daß diese Literatur unter Verschuß ist und einer Sondergenehmigung bedarf. Und in einem Buch über „Geschlechtserziehung“ von 1971 heißt es über Homosexuelle, natürlich seien alle Persönlichkeitswerte zu achten. Im gleichen Atemzug wird aber davor gewarnt, Freundschaften mit Homosexuellen zu schließen.

Auch ihr schwierigstes Problem teilen die Schwulen mit vielen anderen Minder-

heiten: ihr begreifliches, völlig unpolitisches Bedürfnis, untereinander Gruppen zu bilden, um sich kennenzulernen, einander Mut zu machen und der Isolierung zu entgehen, stößt auf das strikte Verbot zur Gruppenbildung außerhalb parteilicher Kontrolle; das gilt für alle DDR-Bürger. Doch Brieftaubenzüchter und Briefmarkensammler finden allemal einen Genossen, der die Verantwortung übernimmt. Aber Schwule? Die Parteistatuten erwähnen zwar Homosexualität nicht, weder als Ausschließungsgrund noch als Aufnahme-Hindernis. Doch darf man davon ausgehen, daß offensichtliche Homosexualität praktisch von der SED ausschließt. Solange aber keine „Parteisekretäre für Schwule“ bestellt werden, ist ihnen Gruppenbildung über kleine Freundeskreise hinaus kaum möglich.

So war es denn auch folgerichtig, daß beim Ostberliner Treffen keine Frage so großes Kopfzerbrechen machte wie die: wie ermöglichen wir Gruppen, ohne mit der bestehenden Rechtslage in Konflikt zu kommen? Wo können wir Gruppen anbinden, damit wir bei der SED gar nicht erst in den Verdacht geraten, wir wollten eine „schwule Solidarnosc“ bilden? Dr. Schlegel, aufgefordert, eine Schwulengruppe zu leiten, entzog sich der Klemme mit der Begründung, in seiner Beratungsstelle gebe es schon eine Gruppe, freilich gemischt mit „Heteros“, und das sei auch sinnvoller. Schließlich wurde angeregt, man möge es doch bei Pastoren versuchen. Die hätten Platz und vielleicht auch ein weites Herz (offiziell hat die evangelische Kirche in Ost und West übrigens bis jetzt nichts über Homosexualität verlauten lassen - wohl auch, weil auch sie mit ihren schwulen Pfarrern und Kandidaten noch nicht fertig wird; darüber berichtete ein junger, selbst betroffener Theologe auf dem Treffen).

Ausgelöst worden war die „Gruppen-Diskussion“ durch die Mitteilung junger Leute, sie hätten schon, in kleinem Kreis, ein „Selbsterfahrungsgruppe“ gebildet. Für einen Bundesdeutschen - gewöhnt an zahllose offenerherzige, nicht selten abstoßende Anzeigen, und vertraut mit der Tatsache vieler schnell gebildeter und wieder auseinanderfallenden Gruppen - war es rührend aber auch erschreckend, welche Dankbarkeit, Erleichterung und sogar Euphorie allein die Existenz einer so bescheidenen Gruppe in der DDR aufgenommen wurde. Erst recht das Treffen in Ostberlin selbst. Viele sprachen begeistert von einem „Durchbruch“. Gefühle, die nicht auf die ganz Jungen beschränkt blieben. Auf dem Nachhauseweg kam es zum Gespräch mit einer alten Dame, der Tochter eines in der Weimarer Republik ermordeten jüdischen Politikers, die seit Jahren in Ostberlin lebt. Sie hatte am Treffen teilgenommen, bekannte sich als Lesbierin und schwärmte von den vielen Kontaktmöglichkeiten im Berlin der zwanziger Jahre. „Aber immerhin“, sagte sie, „das war wenigstens ein Anfang“.